

+

Stamffurter Univerfitätsreden

1915

Erwin

II

Stans Aldifes

Rede bei der Gedächtnisfeier der Univerfität
Stamffurt am 24. Februar 1915

von

Dr Berthold Freudenthal

o. ö. Professor der Rechte

Druck und Verlag von Werner u. Winter Stamffurt a. M.



Ch. Lewis

Stamffurter Univerſitätsreden 1915

II

Stans Aldiges

Rede bei der Gedächtnisfeier der Univerſität
Stamffurt am 24. Februar 1915

von

Dr Berthold Staudenhal

o. ö. Professor der Rechte

F

„Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter dornötig, und die Dorlesung verwendet ihn wieder zu etwas anderem.“

In weishevoller Stunde versammeln wir uns, um das Gedächtnis des außerordentlichen Menschen zu feiern, der — vor Dämmern des morgigen Tages werden es drei Wochen sein — von uns gegangen ist. Der erste schneidende Schmerz ist vorüber. Mir erinnern uns, daß er hat stehen müssen; daß wir uns Jahre hindurch auf den Tag gefaßt gemacht haben, an dem es kommen werde. Der Tod hat den starken Körper sanft und leicht berührt. Die treuliche Hand hat ihm das Auge zugebrückt. Seine Sendung ist erfüllt.

Wohl ist's, so hat man gesagt, wenn ein überragender Mann scheidet, als hielte das Weltgetriebe einen Augenblick den Atem an. Aber nun, da wir das Geschehene übersehen, gibt Goethe's Wort, das unser Ausgangspunkt gebildet hat, unferer Betrachtung die Ruhe, ohne die sie nicht möglich wäre. Möge etwas vom Geiste des Olympiers über dieser Stunde walten!

Sreilich wie unendlich schwer erscheint das Beginnen, dem Weisen dieses Mannes nahe zu kommen. Nicht in der Größe des Materials liegt dabei die Hauptschwierigkeit. Denn der hier spricht, ist kein Chronist. Er will mit wenigen Strichen sein Bild zeichnen, wie er es sieht. Er erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Die wäre sie im Rahmen einer Stunde möglich? Auch sind ja für große Einzelgebiete von Aöides' Wirken seine bedeutendsten Leistungen bereits zusammengefaßt und gewürdigt. Überwältigend wirkt vielmehr die Stille der Gedankengänge, zu denen er immer von neuem und in immer neuen Fragen anregt.

Der solcher Aufgabe sich zuwendet, der sucht nach selten Punkten, von denen aus er seinen Weg richten kann. Da spricht ihn wieder ein Goethe'sches Wort: „Die wenigsten haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen. Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind.“ Aöides hat wahrlich viel sein Eigen nennen dürfen, und doch muß auch, wer ihn

verstehen will, seine Dorfgrüner kennen, von denen wohl Wenige unter uns bisher etwas gewußt haben.

Die Abtides sind eines der ältesten erbgelesenen friesischen Hausmannsgeschlechter hoch oben im Marschlande Durften zwischen den Mündungen von Weser und Elbe. Ihr erster nachweisbarer Ahn karb 1652. Die Bewohner des Landes zählten dem erblichstiftlichen Stuhle zu Bremen Steuern. Ubrigens aber haben sie sich, durch alle politischen Wandlungen der Jahrhundert hindurch, ihr von Sturmfluten oft heimgeluchtes Land und sein kostbares Gut, die Deiche, selbst verwaltet. Die größten Grundbesitzer führten diese Verwaltung. Sie führten sich nur dem Kaiser untertan. Abtliche ließen sie im Lande nicht aufkommen und heirateten stienlich ausschließlich untereinander. Sie wählten sich ihre Deich- und Geschworenen-Verfassungen, die von Deich- und Landesvorstehern geleitet waren. Diese Würden waren in den angesehensten Familien des Landes so gut wie erblich. Zu ihnen gehörten die Abtides. Dem Sohne jenes Stammvaters an sind Geschworene, Deich- und Landesvorsteher in jeder Generation vorgekommen bis herunter zu Erich Friedrich, dem Großvater von Franz Abtides. Vertreter des Marschlandes Durften draußen ist sowohl der Vater dieses Erich Friedrich, also Franz Abtides' Urgroßvater, im Bremen-Perdener Provinzialparlament gewesen, als auch dessen Sohn — der Großvater selbst, der seit 1819 unter der damaligen englischen Regierung der Ständeverfassung zu Hannover angehörte. Da war er einer der wenigen freien Bauern in der von Abtlichen und Beamten beherrschten Verfassung, in der er gleichwohl für die Befreiung der Steuern seines Landes tapfer und äh kämpfte. Viele von den Abtides sollen blaue Augen und blonde Haare besitzen haben, breite Schultern und große Körper. Ein Erich Abtides, noch im 18. Jahrhundert geboren, hatte in seiner Gegend allgemein den Beinamen „der lange Erich“.

So sind die Abtides bis zu Franz' Großvater hinunter seit Jahrhunderten in ihren Gemeinden, wie in den Verbänden und Vertretungen ihrer Gegend politisch und gemeinnützig tätig, ja vielfach führend gewesen.

Franz Abtides' Vater war Richter. Ein scharfer Jurist, dessen Kluge und Prägnanz weitlich bekannt war, ein Patriarch in seinem Kreise, dem er mehr als vierzig Jahre angehört hat, voll Ausgeglichenheit und Lebensweisheit, von dem keiner auch nach kurzem Zusammensein ohne starken Eindruck ließ; ein Mann, der selbst die Streitbarsten unter seinen Gerichtskindern durch kluge Behandlung zu zähmen wußte. Die Möglichen, in höhere Stellungen aufzurücken, hat er abgelehnt. Wie seine Amts-

eingesessenen, so blühten seine Kinder zu ihm auf. Seine Erziehungsmethode war die guttiger und überzeugender Mitte. Bei aller praktischen Deranlagung war er ein Idealist, begeisterungsfähig und voll Interesses für Wissenschaft und Kunst. Seine Lieblingslehre war Goethe. Ihn hat er den Seinigen, vor Allem den heranwachsenden Kindern, immer wieder vorgelesen. Seine musikalischen Anlagen schienen für einen Diettanten ungewöhnlich groß gewesen zu sein. Don Grund aus deutsch gesamt, war er schon früh ein Anhänger Bismarcks.

Während die Frauen der Abtides im allgemeinen ebenfalls allen und hochgeachteten Hausmannsfamilien entstammten, heiratete der Vater von Franz Abtides die Tochter einer Fugottenfamilie, eine Schappagueau, deren Ahnherr Charles de Schappagueau schon um 1620 in Paris advocat au conseil du roi gewesen ist. Auch diese Familie war inzwischen schon zweihundert Jahre in Deutschland ansässig und hatte manchen Bürgermeister und Amtmann hervorgebracht. Beide Eltern waren streng religiöse Menschen im orthodoxen Sinn. Ihre Jugend fiel in die Zeit der Uebererweckungs-ideen, denen zuerst die Mutter und unter ihrem Einfluß auch der Vater stark anhängen.

So mißte sich in unferem Abtides unaltes germanisches Blut und unverbrauchte germanische Kraft mit dem romanischen Blut einer alten Réfugiesfamilie. Ob aus ihr die Beweglichkeit und Leichtgligkeit des Geistes stammt, die er besaß? Ober hat er sie vom Vater ererbt? Der will das sagen? Gewiß ist Persönlichkeit kein Rechengempel. Aber es bleibt erstaunlich, wie Vieles in Geist und Körper unferes Abtides auf seine Ahnen zurückbeulet. Der Weg vom „langen Erich“ zu der hochragenden Gestalt unferes „langen Franz“ scheint uns nicht allzu weit.

Abtides hat wahrlich viel aus dem gemacht, was er aus dem geheimnisvollen Borne seiner Dorfgeschlechter übernahm. Er ist über den engen Rahmen der heimatischen Verhältnisse weit hinausgewachsen und jedem Kreise, auch dem größten, amtlich und außeramtlich gerecht gewesen. Wie hat er sich den völlig veränderten Verhältnissen, in denen er wirkte, anzupassen verstanden, — äußerlich wie innerlich!

Und doch ist er der Abtides und der Sohn des flachen Landes im Grund immer geblieben. Seine Art, sich zu geben, war bei aller Würde seines Auftretens zu jeder Zeit schlicht. Unstänlichkeit, Pose und Feierlichkeit waren ihm wensfremd. Leute von dieser Art ertrug er, so mild er sonst im Urteil über andere und im Verkehr mit ihnen war, nur schwer. In seinen Ansprüchen und Gewohnheiten ist er eben so einfach geblieben. Auf

seine Lebensführung hat die Großstadt Strankfurt kaum Einfluß geübt. Der Mittelpunkt seiner Generation war auch er, — im engeren Kreise des Hauses, in dem er in glücklichster Ehe vierzig Jahre gelebt hat, wie im weiteren der Familie Aoides. Von Zeit zu Zeit sammelten sie sich Alle um ihn. Dar er einmal — auch in Perioden stärkster Arbeit für ein großes Ziel — ein paar Tage nicht zu haben, so war der Grund sicherlich eine Sammlungsankunft. Dafür hat er soviel Zeit gehabt wie im ruhigeren Kreise sein Vater.

Auch er war ein trefflicher Jurist, dem das Rüstzeug formaler Schulung von der Unversität her voll zur Verfügung stand. Doch ist ihm die Rechtswissenschaft niemals Selbstzweck gewesen. Sie war ihm immer praktische Ziele, der Förderung des Staatswohles, dienlich. Die juristische Gelehrsamkeit um nichts war ihm zuwider: Sein Richter bedeutendste sich einmal, als Aoides noch Auditor war — wir würden sagen Referendar —, sehr lange mit einer Kostenfrage und den in ihr liegenden juristischen Problemen. „Er fragte mich schließlich auch“, erzählte Aoides, „nach meiner Meinung. Ich war damals gerade aus dem 70er Kriege zurückgekehrt. So antwortete ich: Ich würde Kopf über Schrift machen. Die Begründung wird sich schon finden.“

1872 veröffentlichte er seine „Lehre von den Rechtsquellen“, das Buch des damals Zwölfjährigen, auf das jetzt, einige vierzig Jahre später — bis in terminologische Einzelheiten hinein — die freie Rechtsschule als ihren Ausgangspunkt zurückgreift. Damals sollte er auf Grund dieser Schrift ohne Habilitation sogleich zum außerordentlichen Professor in Halle gemacht werden, und er selbst hat die akademische Laufbahn schon seit seiner Studienzeit stets als sein Ideal betrachtet. Es ist bei der herrlichen Totenerfeier, die ihm sein Amtsnachfolger in den ehrenwürdigen Römerhallen be-reitet hat, mit Recht davon die Rede gewesen, daß er sich gelegentlich geäußert habe, er wäre wohl am liebsten Professor der Geschichte geworden. Aber was er damals tatsächlich hat werden wollen, das war Professor der Rechte. Und auch ich kann rufen: Das für ein Professor wäre er geworden! Mit seinem durchdringenden Scharfsinne, seinem Empfinden für das Gerechte, Zweckmäßige und Wesentliche, seiner Redegabe und seiner Produktivität! Das Schicksal hat das nicht gewollt. So hat er, statt an einer Unversität sein Lebenswerk zu tun, als bessen Gipfelpunkt selbst eine Unversität geschaffen. Und wie verstand er, der um ein Haar selbst Akademiker geworden wäre, akademische Anstalten zu leiten! Unvergessen sind ihm die Worte, die er einst bei einer Rektoratsübergabe über die Rolle gesprochen hat,

die der Große Rat der Akademie und er selbst sich dem Lehrkörper gegenüber zuschrieben. „Unlere Aufgaben“, so sagte er etwa, „haben zum guten Teil aufgehört, seit der Lehrkörper selbst beisammen ist. Mir sind nun in den Hintergrund getreten und wollen da bleiben, — es sei denn, daß es eines Tages gilt, Hindernisse aus Ihrem Wege zu räumen, denen Sie allein nicht gewachsen sein würden.“ Das waren nicht bloße Worte. Er hat bei Derksung überstanden — wenn es eine Derksung war —, die Verwaltung akademischer Dinge zu eng an sich oder die von ihm vertretene Stadt heranzugreifen. Der Geist akademischer Selbstverwaltung hatte in diesem vornehmen Vertreter städtischer Selbstverwaltung einen starken und feinfühligsten Schirmherrn.

Salt unbegreiflich war es, was er, neben seiner Amtstätigkeit, als Theoretiker fertig brachte. Es reicht an Umfang für einen normalen Professor, und an Inhalt geht es darüber hinaus. Dielleicht lag das Geheimnis dieser Schaffenskraft zum Teil in seiner Arbeitsweise. Hatte er einen Plan im Großen durchgesetzt, so überließ er die Einzelheiten Anderen. Die und da vielleicht mehr als gut war. Er war in diesem Sinne kein eigentlicher Denkmann.

Er war aber auch kein Bureaukrat. Zumeist verhandelte er selbst in den größten Sachen ohne Akten. Schreutwerk ließe er nicht. Mit scharfem Blicke stellte er sich auf das Wesentliche ein und beschränkte sich darauf. So verlor er keine Zeit und hatte darum Zeit für so erkannte Dile. Sehr charakteristisch für seine Art, die Dinge erst bis aufs Letzte durch-zudenken und dann, den Blick fest auf das Ziel gerichtet, in Angriff zu nehmen, war sein Verhalten im Augenblicke, da die Unversitätsbewegung ins Rollen kam. Im Herbst 1909 starb Frau Georg Speyer. Große Mittel wurden frei. Der Gedanke an eine Unversität war ausföhrbar. Sofort berief Aoides einen kleinen Kreis von vier oder fünf Menschen in sein Haus, wo er damals an Gicht krank lag. Dem Bett aus entwickelte er die Sachlage und alle Möglichkeiten, die sich in ihr boten. Millionen über Millionen, an die niemand außer ihm gedacht hatte, waren seit Jahren von ihm bereit gehalten, und nun ließ er sie marschieren, eine jede aus ihrem Fonds, wie konfigurierte Truppen. Den ganzen Kriegsjahr hatte er fertig. Der zuerst gewonnen werden mußte, wer dann, wann Berlin und wann Strankfurt. So ist in der Unversitätsfrage weitergearbeitet worden. Auch nicht eine Stunde ist verloren gegangen, und als der Krieg ausbrach, war das Werk vollendet. Wesentlich kam sein eiserner Fleiß hinzu. Emerson's Wort ist wie

für ihn geprägt: „Arbeit ist Sieg. Wo immer Arbeit eheulich gelan wird, da wird auch gesiegt. Es gibt keinen Zufall und keine Ausnahmen.“ Auch bei Abidés war Genie Fleiß. Im Grunde arbeitete er immer, bei Tag und bei Nacht, im Amt und im Urlaub. Ja, seine Briefe aus dem Urlaube waren die inhaltreichsten; in seinen Serien konnte er sich uns am ungeteiltsten widmen. Bald hieß es darin: „Das Geld ist sehr reichlich schwer zusammenzubringen, und es fehlt noch soviel; das quält mich oft sehr“; bald: „Mir müssen jetzt zum Abschluß, und alle meine Gedanken richten sich darauf.“

Mit ihm zu arbeiten, war eine Freude. Nicht immer gerade eine bequeme Freude. Denn Abidés trug Siebenmeilenstiefel, auch wenn er arbeitete. Dem dies Tempo aber lag, der hätte die freiwillig übernommene Last nicht ganz leicht mehr aufzugeben. Eine Reihe von zum Teile hochverdienten Mitarbeiter, die er im Laufe der Jahre gefunden, bestimmte ihm naturgemäß das Amt, das sie bekleideten. Konnte er sie wählen, so lösten er streitfrohe Kraftnaturen zu meiden; sie waren ihm wohl zu unbequem, vor Allem seinem Werte zu gefährlich. Und er einmal für sachlich hielt, dessen Überzeugungen achtete und ehrte er, und dem schenkte er viel Vertrauen, während er die Menschen im Allgemeinen vorsichtig ansah; man muß sie, sagte er, nach ihren Taten beurteilen, nicht nach ihren Worten.

Auch ihm aber durfte man vertrauen. Möglich, daß ihn Arbeitslast und Zeitmangel, verbunden mit dem unausgelebten Streben nach einem Ziel, im großen Kreise hie und da rücksichtslos und hart scheinen ließen. Die Zeiten, in denen er etwas feier war — Krankheit im Amte, vor allem aber die Periode seit seiner Amtsrieverlegung — zeigten, wie wenig er heiles war. In solcher Zeit sorgte er dafür, daß Jedem sein Verdienst blieb; da hatte er für das Wohl des Anderen im persönlichsten Sinne Herz und Intersesse offen. In Augenblicken der Not war er nach meinen Eindrücken von völliger Ritterlichkeit. Man durfte sich auf Abidés verlassen.

Diese Ritterlichkeit ist es auch, die man an ihm im Deckekehr mit Frauen beobachten konnte. Im eigenen Hause wie im größten Kreise. Mag sein, daß es Ritterlichkeit — die schönste Tugend des Mannes der Frau gegenüber — in vorberter Linie war, die ihm die Frauen gewann. Er hat bei ihnen allen einen Stein im Brett gesetzt.

Von den theoretischen Stärken seiner Arbeitskraft sei hier nur seiner Deröffentlichungen zur Reform der Gerichtsverfassung und des Prozeßes wenigstens kurz Erwähnung getan. 1906 erschienen seine „Grundlinien durch-

greifender Justizreform“, 1907 eine umfassende Schrift „Zur Derständigung über die Justizreform“. Dazu kamen große Vorträge und Aufsätze in Abidésburgs Monatschrift und in der Juristen-Zeitung. „Seltener hat“, so sagte der Staats-Sekretär des Reichs-Justiz-Amtes Niederböring, „eine Deröffentlichung, selten haben neue legislatorische Vordräge in der Weise weite Kreise zu neuen Gedanken und Mühsähen angeregt, wie diese“. Abidés' Ausgangspunkte werden im allgemeinen bekannt sein: Mit unserer ganzen politischen Leben stehen wir noch, so führte er aus, tief im Partikularismus vergangener Zeiten. Wie sollten, die kleinstaatlichen Eierschalen“ nicht auch unserer Justiz anhaften? Die jahrhundertelange Gewöhnung an schriftliches Verfahren und Inquisitionsprüfung, die Infrangenzhäufung und das riesige richterliche Beamtentum, Dielegeterei und Bureaokratie sind die äußeren Merkmale der gefehgeberischen Rückständigkeit in der Gestaltung des Prozeßrechtes. So fordert Abidés eine Milderung des Beamtentumeres durch starke Entlastung der Richter von Schreibwerk und anderer Arbeit, die Subalterne verrichten können, — er möchte sie beruflich so geklärt sehen, wie er sich selbst geklärt hat —; er empfiehlt Vereinfachung des Verfahrens, Einzelrichter für die ganze erste Instanz, Derkleinerung der Kollegen in höherer Instanz, Ausgestaltung des ersten und letzten Anrufbarkeit des oberen Gerichtes. Damit verbindet er das Belieben, die wenigeren Richter qualitativ auf die höchste erreichbare Stufe zu heben. Darum wählt er sie, wenigstens zum Teil, aus hervorragenden Anwälten und anderen bewährten Männern. Er beilegt die Beamtentkarriere für höhere Richter und gestaltet die amtsrichterliche Laufbahn durch Differenzierung der Stellen aus. Die Prozeßreform soll weder mit einem Schlag, noch für ganz Deutschland gleichzeitig vorgenommen werden. Die Gerichtsorganisation möge man vielmehr zunächst in den großen Städten einführen, deren prozeßualer Bedarf ja doch grundverschieden sei von dem des flachen Landes. So hofft er sein Endziel, nachhaltige Stärkung des Vertrauens zu den Gerichten, zu erreichen.

Die Grundlage seiner Reformvordräge bildet das englisch-schottische Recht. Das ist ihre Stärke, aber auch der Quell gewesen, aus dem Abidés eine mächtige Gegnerschaft erwachsen ist. Man hat ihm den Dornwurf gemacht, er wolle englische Rechtszustände auf Deutschland übertragen. Der selbst je rechtsvergleichend gearbeitet hat, weiß, daß ähnliche Angriffe weniger erpart bleiben. Abidés hat sich dagegen immer wieder und mit aller Lebhaftigkeit verteidigt. „Man kann große Mängel der englischen Rechtspflege rückhaltlos zugeben und trotzdem der Meinung sein, daß wir

in gewissen Richtungen bei ihr am besten lernen können, wo der Fehel zur Beseitigung der bei uns bestehenden Uebelstände angelegt werden muß, und wie er mit Erfolg angelegt werden kann." Abtikes war in der Tat viel zu sehr Realpolitiker, um einer Dersplanung des auf anderem Boden gewachsenen englischen Rechtes das Wort zu reden. Hatte er ja doch schon als junger Anfänger die maßlose Reaktion römischer Sittrechtes auf das Entschiedenste bekämpft. Man mag darüber streiten, ob Abtikes'sche Prozeßgebühren jetzt schon, ob manche unter ihnen überhaupt durchführbar sind; — es darf doch ausgesprochen werden, daß er, der nicht Prozeßualist und in den Einzelheiten des geltenden Rechtes vielfach geradezu unbewandert war, doch mit der Intuition des genialen Menschen die schwachen Stellen unseres Prozeßrechtes gefunden hat. Schon jetzt ist mehr als einer von seinen Programmpunkten bei uns geleggeberisch verwirklicht, wenn auch nicht überall gang in Abtikes' Sinne. Die Literatur, die sich an seine Anregungen angegeschlossen hat, wächst von Jahr zu Jahr, und seine Forderungen werden solange erhoben werden, bis sich der Gesetzgeber der Zukunft mit ihnen auseinandersetzt.

Dabei ist — das sei betont — Abtikes den Leistungen unseres Richterstandes, seiner Reinheit und Unparteilichkeit voll gerecht geworden. Aber damit hat jener von ihm bewährte logische UeberSpruch im Gesetze nichts zu tun, daß es von unabhängigen Gerichten spricht und die Richter doch an Rang und Gehalt aufrechten läßt. Bismarck's Wort: „Die geschichtliche Logik ist noch genauer in ihren Reaktionen als unklare Oberrechnungskammer“, gilt nicht nur von der geschichtlichen Logik.

Im übrigen hat sich Abtikes durch den UeberStand, den er gefunden, von dem Gedanken der Rechtsvergleichung durchaus nicht abhalten lassen. Er liegt nicht nur in Dilem seinen Vorschlägen zur Verwaltungsreform, sondern auch dem Institute für vergleichende Rechtswissenschaft zugrunde, einem seiner Lieblingskinder im Rahmen der Universität, das zu pflegen wir als ein Vermächtnis von ihm übernommen haben.

Doch er war Jurist ja nur nebenbei. Was er in seinem Hauptamt als Leiter städtischer Gemeinwesen geleistet hat, ist nach dem Urteile Sachkundiger erlauchter gewesen. Auch wir Laien erkennen, welcher Teil unserer Stadt wir auch durchstreifen, überall die Denkmäler von Abtikes' Gestaltungskraft. Auch wir fühlen, daß, wenn sie so schön und so voll durch den er Hand und Schweiß der Industrie Strankfurt mit einem enormen Kostenaufwande hat haben wollen, ist's hier die Stille der Durchbrüche, die Luft,

Sonne und breite Verkehrsstraßen den alten Zeiten der Stadt bringen sollen, oder die Festhalle, die Tauleude und Abertaulende von Gästen, wie in alten Zeiten, nach Strankfurt zu führen bestimmt war, — alledem lag ein einheitlicher Gedanke zugrunde.

Es ist in Strankfurt über die letzten Gedanken und Beweggründe Abtikes'scher Reformpläne viel gestritten worden, — niemals mehr, als da er den größten unter ihnen, die Universität, verwirklichte. Was hat man nicht vom Unsterblichkeitsbrange, von dem Dunsche, der Dater einer Strang Abtikes-Universität zu werden, von Ehrgeiz und Ruhmsucht gesprochen! Keineswegs lag solchem Urteile immer reines Uebelwollen zugrunde. Abtikes' Gewohnheit, nur ganz wenige in seine Pläne einzubeziehen, seine letzten Ziele geheim zu halten, seine stolze Abneigung, sich durch Siebenswürdigkeiten Feinde zu ködern, kurz, vielleischt seine friefische Eigenart trug nicht eben dazu bei, ihm Verständnis zu werden und ihn in Strankfurt zu einem allgemein populären Manne zu machen. Gewiß war seine Autorität dort wie auswärts außerordentlich groß. Es paßt auf ihn, was ein Diplomat einst von Bismarck gesagt hat: „Denn Bismarck einen Fehler macht, so fragt zunächst alle Welt: Was bewegt er damit?, bis er selbst ihn bemerkt und den Schaden längst ausgebessert hat.“ So hat ihn Jeder bewundert; manche haben ihn gehaßt; dem und jenem war er unheimlich. Freunde, die ihm großzügig und treu halfen, hat er sich und seinem Werke zu gewinnen und zu erhalten gewußt. Eigentlich geliebt haben ihn die — nicht vielen —, welche ihn am genauesten kannten. Denn seine Beweggründe sind sachlich gewesen und rein wie Bergbäche:

Als wir im Jahre 1909 an die Arbeit gingen, durch eine umfassende Denkschrift die Notwendigkeit des Zusammenflusses der wissenschaftlichen Institute Strankfurt zu einer Universität nachzuweisen, zugleich Berlin und Strankfurt gegenüber, hat Abtikes mir einen älteren, von ihm eigenhändig geschriebenen, unabgeschlossenen Entwurf zur Information und Dertwertung übergeben, der seine grundsätzliche Stellung zu Strankfurt's Zukunft, wie mir scheint, besonders scharf darlegt, — möglich, daß er von Abtikes amtlich oder unamtlich anderweitig verwendet worden ist.

„Die Stellung der Stadt Strankfurt unter den größeren Städten Deutschlands“, so heißt es darin, „ist im Laufe der letzten Jahrzehnte eine immer schwieriger geworden und droht auch fernerhin noch schwieriger zu werden. Ein Vergleich mit den großen Landeshaupt- und Residenzstädten München und Dresden mag hier gang unterbleiben, ebenso mag Gamburg mit Rüd-

sieht auf dessen gewaltige Seehandelsstellung hier außer Betracht gelassen werden.

„Werfen wir aber zunächst einen kurzen Blick auf die Stellung der größeren preussischen Städte, so finden wir, daß Breslau, Hannover, Königsberg, Danzig und Stettin, welche bis auf Stettin... zugleich Sitze von Universitäten oder technischen Hochschulen sind, im wahren Sinne die Centren ihrer Provinzen bilden. In ihnen vereinigen sich daher nicht nur die provincialsellen, staatlichen und königlichen Behörden, sondern auch die jenigen Institute, welche für die Provinz die Träger aller Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft sind. Und je größere Mittel Staat und Provinzialbehörden neuerdings in steigendem Maße zur Förderung dieser Bestrebungen herausgaben, um so mehr wüchste die Bedeutung des Umfandes, daß jene Städte die Sitze dieser Institute sind.

„Nur die Provinzen Sachsen, Rheinland und Westfalen weisen in manchen Beziehungen große Ähnlichkeit mit Hessen-Kassel auf, indem es auch ihnen an einer Stadt fehlt, welche nach allen Richtungen hin als Mittelpunkt der Provinz anerkannt ist. In Westfalen fehlt es überhaupt an einer Stadt von der Größe und Bedeutung Strankfurts. In den Rheinlanden ist Köln zwar von allen Zeiten her als wirtschaftliche und geistige Metropole anerkannt, doch ist Coblenz der Sitz der staatlichen Zentralstellen und Düsseldorf der Sitz der provincialsständischen Verwaltung und der Kaiserlichen Akademie. Auch ist letztere Stadt in neuerer Zeit wirtschaftlich in hohem Grade emporgetreten. Ebenso ist Magdeburg zwar Sitz der kaiserlichen Zentralstellen, doch ist Halle der Sitz der Universitäten, Merseburg Sitz der Provinzialverwaltung und Traumburg Sitz des Oberlandesgerichts.

„Aber auch gegenüber diesen rheinischen und sächsischen Städten ist Strankfurt a. M., obwohl Sitz des Oberlandesgerichts für einen Teil der Provinz, der Eisenbahnverwaltung und der Oberpostdirektion, neuerdings auch des Generalkommandos weit ungünstiger gestellt. Der geschäftliche Entwicklungsgang hat der Provinz Hessen-Kassel und dem Regierungsbezirk Wiesbaden eine solche Gestalt gegeben, daß Strankfurt an der äußersten Grenze sowohl der Provinz als des Bezirks liegt und im Süden und Norden an großherzoggl. hessisches Gebiet stößt. Es ist einleuchtend, daß seine natürliche Stellung als wirtschaftlicher Mittelpunkt hierunter in hohem Maße leidet, da die staatlichen Einflüsse einen großen Teil des öffentlichen Lebens der im Süden und Norden unmittelbar angrenzenden hessischen Gebiete nach Darmstadt und Mainz hinleiten. Es kommt hinzu, daß Strankfurt von bedeutenden Städten umgeben ist, in denen allen große

staatliche und Reichsmittel zur Hebung von Kunst und Wissenschaft aufgewandt werden. Die mit enormer städtischer Subvention unterhaltenen hiesigen städtischen Theater haben mit den Theatern von Darmstadt, Wiesbaden und Karlsruhe zu kämpfen, in denen den Bühnen erhebliche landesherrliche Mittel zur Verfügung stehen. Die Bibliothek und das Museum in Wiesbaden erhalten aus staatlichen und Bezirksmitteln große Zuschüsse, das Römisch-Germanische Museum in Mainz und das Germanische Museum in Nürnberg werden vom Reich subventioniert, das Gewerbe-Museum in Nürnberg vom bayerischen Staat. In Darmstadt und Karlsruhe geschieht vom Staat und Fürstenaufse Großes für Kunst, Wissenschaft und Technik. Und in Cassel, das sich gern als Hauptstadt der Provinz Hessen-Kassel betrachtet, werden Theater, Museen und Kunsthochschule aus staatlichen ober landesherrlichen Mitteln unterhalten.

„Staatliche Beihilfe mangelt dagegen den Strankfurter Unternehmungen auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft, und es hat hiernach nicht nur seine eigenen Anstalten aus eigenen Mitteln zu unterhalten, sondern zugleich auch der mit großen staatlichen Mitteln verfahrenen Konkurrenz der Nachbarstädte gegenüber weiter zu entwickeln. Letzteres Moment fehlt ganz in Köln und Magdeburg, und doch steht Strankfurt auf dem Gebiete des Unterrichtes in bezug auf staatliche Leistungen und Beihilfen ungünstiger als Köln und Magdeburg, wie ohne weiteres daraus erhellt, daß in Strankfurt nur 1 staatlich unterhaltenes Gymnasium vorhanden ist, in Köln dagegen 3 und in Magdeburg (2), daß ferner in Strankfurt nur die Kunstgewerbehochschule einen staatlichen Beitrag erhält, während in Köln außerdem eine Baugewerks- und höhere Maschinenbau-Schule als staatliche Anstalten gelten.

„So ist Strankfurt nach allen Richtungen hin gegenüber den größeren preussischen Städten ungünstiger gestellt, und es wird seine bisherige Stellung nur behaupten können, wenn einerseits vom State diejenigen Leistungen gewährt werden, welche er anderen großen Städten in bezug auf höheres Schulwesen und gewerbliche Schulen gewährt, andererseits aber in Strankfurt sehr große Mittel beschafft werden, um die in Strankfurt bestehenden Anstalten für Kunst und Wissenschaft so zu gestalten und zu entwickeln, daß sie den Anstalten anderer Städte gegenüber gleichwertig bleiben.“

Kann es hiernach und nach mancher anderen Äußerung von Aobides zweifelhaft sein, was ihn zu seinen großen Plänen bestimmt hat? Es ist der Gedanke gewesen, daß Strankfurt rettungslos zurückbleiben und die

prächtige, alte freie Reichsstadt zur Mittelmacht, herabsinken muß, wenn nicht neue und starke Anziehungspunkte — vor allem auch für wohlhabende Leute — in ihm geschaffen werden.

Die wenig ihm persönlicher Ehrgeiz zum Ausgangspunkte gedient hat, dafür eine kleine Probe: Während meines Rektorates tauchte die Frage nach dem Namen der künftigen Universtität Frankfurt auf. Eine ganze Reihe von Besprechungen waren in Vorschlag gebracht. Ich hatte sie gesammelt und trug sie ihm gelegentlich vor. Don einflussreicher Seite war auch der Name „Straz Abikes-Universtität“ genannt worden. Mit einer leichten Handbewegung lehnte er ihn, ja selbst die Debatte über ihn ab.

Wenn festlich der Drang, Großes zu schaffen und durch grundlegenden Neuschöpfungen bahnbrechend zu wirken, seinem Lande zu erhöhter innerer Kraft und vermehrtem äußerem Glanze zu verhelfen, das Wesen des Ehrgeizes sind, so war Abikes sicher von Ehrgeiz nicht frei. Nur kleine Geister aber können äußere Ehre und Ruhm, die mit solchen Leistungen verbunden zu sein pflegen und, wie mir scheint, verbunden sein sollen, als die primären Gesichtspunkte ansehen, unter denen ein Abikes handelte.

Es ist nicht meines Amtes, Abikes' kommunalpolitische Leistungen zu feiern. Ich darf es um so ruhiger unterlassen, als es von kühnster Seite, zugleich kritisch und warmherzig, unlängst geschrieben ist. Auch Abikes als Sozialpolitiker ist ein Kapitel, dem ich mich fernhalte. Selbst seine Gegner auf diesem Felde haben eingesehen, daß man ihn nicht im ganzen und auch nicht, wo er im einzelnen eine soziale Erneuerung abänderte, als „unsozial“ abtun kann. „Die zielbewußte Energie, die Abikes anwandte“, so schrieb die Frankfurter Zeitung nach seinem Rücktritt, „um den Unbeliebten die schönen Spaziergänge, die Spielwiesen, die Parks zu verschaffen, die unserer äußeren Stadt ein so modernes freundliches Gepräge geben, werden mit den fortschreitenden Jahren mehr und mehr zur Anerkennung gelangen.“ Streitsch ließ er in zu weit gehender sozialer Sitte eine Gefahr einer Verkümmernng des Verantwortlichkeitsgefühls der Massen, seiner Leistung zur Schwäche und zur Degeneration. Andererseits ist es einer der Beamtenhaft, sei es unter den Lehren oder sonstwo, die Mängelhaftigkeit Empfinden und hoher sozialer Bedeutung.

Verlangte er von Anderen Selbstverantwortung, so verlangte er sie von keinem mehr als von sich selbst. Der treue Diener unseres Preussischen Staates, dessen Stärkung einer der Angelpunkte seines politischen Glaubens-

bekanntestes war, königstreu bis in die Knochen, wohl eher zum rechten als zum linken Flügel der nationalliberalen Partei politisch gefällig, religiös bis ins Tiefste seines Herzens, wenn auch nicht im kirchlichen Sinn, abgeneigt allen liberalisierenden Tendenzen von Verschmelzung der Parteien gegenläufig in Friedenszeiten, von Abriistungstheorien, Wettbewerbsüberlegenheit war er der stolze Vertreter freien Bürgerturnes. Don äußerem Ehrgeiz war die aristokratische Seele so frei, wie es die Seelen seines Vaters und seiner Dorfahnen gewesen sind.

Sürst Bülow hat ihn, wie bekannt, in seine Verwaltung ziehen wollen. Das Amt des Kultusministers und dann das des Schatzsekretärs sind ihm angetragen worden. Er hat das und vielleicht noch anderes abgelehnt. „Mein stiller Hintergedanke bei den Ablehnungen war“, so hat er noch 1913 gesagt, „immer die Universtität“. Seine sachlichen Aufgaben in Frankfurt standen ihm höher als seine persönliche Karriere.

Seine Sachlichkeit ist nicht nur hier bewundernswert gewesen. Unmittelbar vor dem Zeitpunkt seiner Wiederwahl bei Ablauf der ersten Amtsperiode als Oberbürgermeister stand die Frage der medizinischen Akademie auf der Tagesordnung der Stadtverordnetenversammlung. Das Schicksal dieser Vorlage, die ihm am Herzen lag, mußte mit der Frage seiner Wiederwahl eng verknüpft sein. Keineswegs war diese eine rein theoretische Frage. Ein Mann von solchen Plänen, solcher Willenskraft, solcher Zähigkeit in der Überwindung von Widerstand, solcher äußerer Gleichgültigkeit gegenüber beruflichen Gegnern mußte deren viel besitzen. Ihre Sach wurde dadurch noch vermehrt, daß Abikes zur Erreichung eines Zieltes, das er für notwendig hielt, dazu neigte, seine Gegner jeweils in Lagen zu manövrieren, in denen sie nicht mehr imstande waren, das seiner Meinung nach Notwendige zu hindern. Zweifellos ist er nach dieser Richtung hin weit gegangen. Man könnte überhaupt sagen, daß das Prinzip des aufgeklärten Despotismus in solchen Fragen sein Programm gewesen ist. Streitsch das bes aufgeklärten. Denn mit einer Weite des Blickes, wie sie Sterblichen nicht allzu häufig besitzend ist, hatte er in seinen gewaltig angelegten Plänen den Interessen aller Beteiligten, soweit sie sich überhaupt dem Rahmen des Gesamtinteresses einfügen ließen, zumeist schon selbst Rechnung getragen. Aber das war naturgemäß nicht immer die Meinung dieser unmittelbar Beteiligten selbst. Darum waren sie, wenn auch vielfach später durch die Erkenntnis seiner reinen Sachlichkeit wieder versöhnt, doch mindestens zeitweise seine erbitterten Gegner. Und als nun damals mit der Frage der medizinischen Akademie mittelbar auch die seiner Wiederwahl

zur Verhandlung stand, da hätte man meinen sollen, daß er in der Statutenrevisionsversammlung das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit und seine ganze einflußvolle Berechnung in die Waagschale geworfen hätte. Weit gefehlt! Wenige Tage vor der Verhandlung reiste er nach Berlin: „Ich war dort nötig.“ Die Akademievorlage wurde darauf abgelehnt. Adolfs' Niederwahl erfolgte nur gegen eine nicht unerhebliche Minderheit. Aber sein persönliches Interesse stellte er eben nicht in erste Linie.

So sachlich und in sich geschlossen er war, so wenig er in sieghaftem Kraftgefühl unter irgend welchen Umständen Mutlosigkeit kannte, so bescheiden urteilte er über seine eigenen Erfolge. Er zwang die Menschen von seinen Leistungen zu sprechen. Er selbst sprach nie von ihnen.

Die gentile Konzeption großer Ideen, seine Fähigkeit, diese Ideen durch Verbindung söhnebar einander fernliegender Pläne in das Reich des praktisch Möglichen zu versetzen, seine staßharte Mächtigkeitskraft, seine Fähigkeit, mitten im brennendsten Latenzorange sich zu unterbreiten und den Augenblick zu erfassen, seine wunderbare, oft geradezu magische Kunst der Menschenbehandlung, gestellt auf eine tiefe Menschenkenntnis, — kurz eine Dielsteigkeit und Größe der Begabung, die ihn oft zu fast unerhörten Erfolgen führte, haben gar manchem den Vergleich von Adolfs mit Bismarck nahegelegt. Niemandem entging dabei die Verächtlichkeit in den Wirkungskreisen und in den Aufgaben beider Männer. In der Tat aber waren im Großen und im Kleinen starke Parallelen vorhanden. Wie hoch man in Berlin den Staatsmann Adolfs einschätzte, wie sehr man ihn auch dort erkannte, geht ja am besten daraus hervor, daß man ihn für gleichmäßig fähig zur Verwaltung ganz verschiedenartiger Zentralämter hielt. Adolfs selbst aber lag jene Parallele völlig fern. Ich glaube, er hat nie auch nur im leichsten an sie gedacht.

Er las bis in seine letzten Zeiten hinein mit besonderer Vorliebe Bismarck, an dessen Kraft und Geist er, der Ändere Erstfahrende, sich selbst erspähte. Gern und in gehobener Weise zitierte er auch Bismarck. Im Anfang der Unübersichtsbewegung, Ende des Jahres 1909, scherzte er: „Ich halte es mit Bismarck, der bei Beginn seiner neuen Sozialpolitik meinte: An einer kleinen Sagenjagd habe ich keinen Spaß mehr, aber auf ein Mißgeschick gehe ich schon noch einmal mit.“ Bewundernd blühte er zu Bismarck auf, und sein Lob bedeutete ihm viel, sehr viel, während er doch sonst über äußeres Lob und Anerkennung von Menschen ebenso erhaben saßen wie über ihren Tadel und ihren Haß. Es war etwas

von Bismarck's berühmter „allgemeiner Durstigkeit“ auch in Adolfs. In Bismarck'schem Sinne kann man ihn auch eine „problematifche Natur“ nennen. Denn was er erreicht hatte, verlor seinen Reiz. Er berührte es in seinen Gedanken und erst recht in seinen Reden kaum mehr. In einem seiner herrlichsten Tischsprüche, der der Einweihung des wiederhergestellten Römersaales und zugleich des prächtigen neuen Akademiegebäudes galt, berührte er das Geschaffene: „St denn noch nicht genug“, so wandte er sich selbst ein, „erreicht, noch nicht genug gebaut, organisiert, gestiftet? Darauf antwortete ich mit dem schönen Wort aus Goethes Jphigenie: Das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt.“

Aber wer soviel erstrebte, ließ leicht Gefahr, den Stolz zu verlieren, der ihm ein Hindernis für die Erreichung seiner Ziele sein konnte. Diesen Stolz hat Adolfs niemals verloren. Er ist der freie Stiele sein Leben lang geblieben. Bekannt ist seine Gabe, Irrtümern und insbesondere Mitbürger zu Stifflungen zu veranlassen. Nirgend's konnte die Gefahr, an Stellung zu verlieren, größer sein, als bei solcher Tätigkeit. Viele haben ihn gegollt, weil er sie zu Opfern, die ihnen gewiß oft nicht leicht fielen, hat veranlassen wollen oder veranlaßt hat. Einer von ihnen soll, nachdem er von Adolfs stark bearbeitet war, nachher bei sich zu Haus auf den Tisch geschrieben haben unter den empöerten Worten: „Wenn ich diesen Oberbürgermeister aus meiner eigenen Tasche ganz pensionieren müßte, käme er mich billiger, als wenn er im Amte bleibt.“ Und doch hat noch keiner behauptet, daß Adolfs sich je das Geisse vergeblich hätte, wenn er aus Frankreichs reichem Boden mit der Münsehrte Gold hervorzauberte.

Ich war einst Zeuge, als er zur Schaffung einer Bischofshel in sein Amtszimmer eine Reihe vermöglicher Bürger gebeten hatte. In knapp zwanzig Minuten waren ebentwiele tauende von Mark für seinen Zweck gesammelt. Er hatte mit einer kurzen, feinen Rede den sachkundig vorbereiteten Plan in seine großen Zusammenhänge eingestuft und begründet. Was mich in Erstannen legte, war, daß, als sich die Stifter von ihm verabschiedeten, mehrere von ihnen ihm dankten. Adolfs blieb der Gebende, auch wenn er nahm.

Überblick man sein Tun, so drängt sich wohl die Frage auf: War Adolfs genial? Wir haben das eine und andere, was er geschafften, so genannt. War das der Überdruwang besser, der einen von ihm verehrten und geliebten Toten preist? Gehört zu genialer Größe eines Staatsmannes und geliebten Toten preis? Gehört zu genialer Größe eines Staatsmannes wie Adolfs, daß er sie an der höchsten praktischen Aufgaben, also etwa

als Reichskanzler oder Minister bewährt hat, so hat Aoides jene Eigenhaft nicht belesen. Kant aber nennt Genie das Talent der Erfindung dessen, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. In diesem Sinn ist Aoides nicht nur im einzelnen und gelegentlich, sondern im ganzen genommen ein genialer Mensch gewesen. Wer mit ihm gearbeitet hat, der weiß, daß bei aller Klugheit, Tatkraft und Ausdauer, die er belesen, doch das Wesentliche, das Eigenartige, das dem Beobachter bald das Herz laßen ließ, bald Bewegung auslöste, die völlig ursprüngliche Intuition gewesen ist. Die er Mängel erkannte, wie er Reformen ausdachte, oft auf ihm fremden Gebiet, im größten Zusammenhang, mit den fernsten Fortgängen, das war nicht gelehrt und nicht gelernt, das war echtes Genie.

Seien wir froh, daß dies Genie unsern Lebensweg gekreuzt hat!

Und nun, Kommilitonen, zieht die Klängen und senkt die Fahnen vor dem umflorten Bild unseres großen Toten!

Geloben wir Alle es uns, die wir in dieser Stunde hier versammelt sind, die Erinnerung an ihn und unsern Dank zu betätigen, indem wir, ein jeder an seiner Stelle und nach seinen Kräften, an dem unsterblichen Werke von Franz Aoides in seinem Sinne weiterbauen.
